

Die »Batterie der Toten« – beim Versuch, den preußischen Vormarsch bei Chlum zu stoppen, wurde die 7. Batterie des Feldartillerie-Regiments Nr. 8 unter Hauptmann August van der Groeben fast völlig aufgerieben; 53 von 64 Mann fielen. Das opulente Gemälde des Prager Historienmalers Václav Špála im Wiener Heeresgeschichtlichen Museum stellt dar, wie sich gerade noch eines der acht Geschütze retten konnte.



Bild: Heeresgeschichtliches Museum Wien

schwarzer Tag für die Nord-Armee:

Die Schlacht von Königgrätz

Es war eine der größten Schlachten der modernen Geschichte: Nahe der nordböhmischen Stadt Königgrätz (Hradec Králové) trafen am 3. Juli 1866 221.000 Preußen mit 702 Geschützen auf 215.000 Österreicher sowie 21.000 Sachsen mit zusammen 650 Geschützen. Von der Zahl der beteiligten Kräfte blieb das im gesamten 19. Jahrhundert unübertroffen (bei Waterloo 1815 beispielsweise kämpften auf beiden Seiten zusammen rund 200.000 Mann, bei Solferino 1859 rund 270.000). **Von Thomas Riegler**

Im Krieg von 1866 musste Österreich zwei Kriegsschauplätze bewältigen: Die Nord-Armee sollte Böhmen gegen die Preußen verteidigen, die kleinere Süd-Armee Venetien schützen. Weitere Gefechte fanden in Hannover, Hessen, Baden und Bayern statt: Es war ja nicht ein Krieg Österreicher gegen Deutsche (wie das später oft dargestellt wurde), sondern der Krieg Preußens gegen die Staaten des Deutschen Bundes unter Österreichs Führung.

Nachdem Preußen am 19. Juni 1866 den Krieg erklärt hatte, rechneten Beobachter fast einmütig mit einem Sieg der kriegserfahrenen Kaiserlichen. Allerdings waren die österreichischen Truppen, nicht zuletzt wegen der Budgetkürzungen der vergangenen Jahre (im Budgetjahr 1865/66 wurden die Ausgaben für das Militär um 34,8 Prozent gesenkt), nur schlecht gerüstet. Preußen hingegen, wohl vorbereitet, überrollte Sachsen im Juni 1866 ohne Kriegserklärung; das sächsische Armeekorps zog sich nach Böhmen zurück und fand den Anschluss an die k.k. Nord-Armee.

Blutiger Auftakt

Drei preußische Armeen marschierten Ende Juni 1866 in Böhmen ein. Obwohl die österreichischen Truppen mit der Eisenbahn rasch nach Norden verlegt wurden, gelang es nicht, die preußischen Truppen einzeln zu schlagen. Die dazu abkommandierten österreichischen Korps wurden unter schweren Verlusten in acht blutigen Gefechten besiegt, weil es den mobiler agierenden Preußen fast jedes Mal gelungen war, höherge-



Bilder: ZR Archiv

Kaiser Franz Joseph I. (1830–1916) betraute den im Feldzug von 1859 bewährten General Ludwig Ritter von Benedek (1804–81) mit dem Befehl über die Nord-Armee. So wie die meisten Staaten des Deutschen Bundes unterstützte auch das Königreich Sachsen Österreich. Kronprinz Albert von Sachsen (1828–1902) kämpfte mit dem Rest der sächsischen Armee bei Königgrätz.

legenes Gelände zu besetzen und die folgenden Angriffe der Österreicher abzuwehren. Lediglich bei Trautenau (Trutnov) konnte das VI. Korps unter Ludwig Freiherrn von Gablenz am 27. Juni 1866 einen preussischen Verband zum Rückzug zwingen, allerdings unter schweren Verlusten.

Schon im Vorpostengefecht von Hühnerwasser (Kuřívody) am 26. Juni 1866 zeigte sich überdeutlich: Die preussische Seite war in Sachen Feuerkraft überlegen. Die Preußen verloren 50 Mann, das I. österreichische Korps rund 250. Mit dem Zündnadelgewehr verfügten die preussischen Infanteristen über einen Hinterlader, der auch im Liegen oder Knien geladen werden konnte und mit dem theoretisch zehn bis zwölf Schuss pro Minute möglich waren. Damit war die Feuergeschwindigkeit drei- bis fünfmal schneller als beim österreichischen Lorenz-Gewehr, das – obwohl an Genauigkeit und Reichweite überlegen – als Vorderlader im Stehen geladen werden musste.

Verschlimmert wurde dies durch die »Stoßtaktik« der Österreicher – durch Frontalangriffe in massierten Kolonnen suchte man, das feindliche Feuer so schnell wie möglich zu durchlaufen, um den Nahkampf mit Bajonett zu führen. Dies hatte 1864 gegen die ebenfalls

99

Entlang einer Kampflinie von 10,5 Kilometern Länge betrugen die Verluste an Toten, Verwundeten und Vermissten auf österreichischer Seite pro Meter drei Mann und pro hundert Meter elf Offiziere.

66

mit Vorderladern bewaffneten Dänen einigermaßen funktioniert, war gegen die Hinterlader der Preußen aber glatter Selbstmord. Das lässt sich an den Verlustzahlen erahnen: Bei Trautenau verloren die Österreicher 3,6 mal so viele Soldaten wie die Preußen (4.787 zu 1.338), bei Náchod fünfmal so viele (5.719 zu 1.122). Beim Nachtgefecht von Podol betrug das Verlustverhältnis gar 8:1 (1.048 zu 130).

Dass die Preußen über modernere Geschütze verfügten, fiel weniger ins Gewicht, da die Mannschaften in der Bedienung noch unsicher waren. In der österreichischen Armee kam die »babylonische Sprachverwirrung« dazu – unter den kaiserlichen Fahnen kämpften neben Deutschsprachigen auch Italiener, Kroaten, Slowaken, Slowenen, Polen, Rumänen, Serben, Slowaken, Tschechen, Ukrainer sowie Ungarn. Wie die österreichische Geschichte insgesamt muss der Feldzug 1866 im Kontext gemeinsamer mittel- und osteuropäischer Geschichte begriffen werden.

Entscheidung bei Königgrätz

Nirgendwo zeigte sich das Missverhältnis der Opferzahlen so offensichtlich wie bei Königgrätz: Entlang einer Kampflinie von 10,5 Kilometern Länge betrugen die Verluste an Toten, Verwundeten und Vermissten auf österreichischer Seite pro Meter drei Mann und pro hundert Meter elf Offiziere. Anders ausgedrückt: 5.658 Mann wurden getötet, 7.410 blieben vermisst, 7.574 waren (schwer) verwundet und 22.170 gefangen. Die preussischen Verluste betrugen 1.929 Tote, 276 Vermisste und 6.948 Verwundete.

Nach dem Schock der ersten Niederlagen hatte man auf österreichischer Seite die Lehren gezogen: Der



Wilhelm I. (1797–1888) war seit 1861 König von Preußen. Sein Sohn, Kronprinz Friedrich (1831–88; als Kaiser 1888 Friedrich Wilhelm I.), befehligte bei Königgrätz die von Norden heranrückende preussische 2. Armee. Eine wesentliche Rolle spielte der Generalstabschef Helmuth von Moltke (der Ältere) (1800–91).

Oberbefehlshaber der Nord-Armee, Feldzeugmeister (= General) Ludwig Ritter von Benedek, wollte den Feind »von seiner eigenen Medizin kosten« lassen, indem er ihn in konzentriertes Abwehrfeuer zwang. Seine zehn Armeekorps und fünf Kavallerie-Divisionen sowie die verbündeten sächsischen Truppen formierten sich im hügeligen Gelände zehn Kilometer nordwestlich der Festung Königgrätz. Das Zentrum bildete eine mit Verhaufen und einer »großen Batterie« von 160 Geschützen gesicherte Stellung, hinter der Benedek massive Reserven – zwei Korps sowie Kavallerie – postierte. Südlich und nördlich waren die übrigen Korps in einem Bogen postiert – am rechten, nördlichen Flügel vor allem zur Sicherung gegen die aus dieser Rich-

tung erwartete preussische 2. Armee, die vom Kronprinzen Friedrich befehligt wurde.

Benedek hatte sich in den Kriegen 1848/49 in Italien und in Ungarn und erneut im Krieg gegen Frankreich und Italien 1859 ausgezeichnet; Franz Joseph ernannte ihn 1860 zum Chef des General-Quartiermeisterstabes. 1866 war es klar, dass der damals 62-jährige die Nord-Armee befehligen sollte – obwohl er das selbst nicht wollte, sich in Böhmen als »Fremdling« fühlte und von Zweifeln gepeinigt war. Unter dem Eindruck der vorangegangenen Niederlagen telegraphierte Benedek am 1. Juli 1866 an den Kaiser: »Bitte Eure Majestät dringend, um jeden Preis Frieden zu schließen. Katastrophe der Armee unvermeidlich.« Die

Das »Aufräumen« nach der Schlacht

Erlebnisberichte der örtlichen Bevölkerung verdeutlichen den Horror des Schlachtfelds. Einer, den man zum »Aufräumen« zwang, berichtete, wie man die Toten im Swiepwald beiseiteschaffte: »Im Wald wurde gewöhnlich eine Grube, nur einen »Stich« tief, 30 bis 50 cm, ausgehoben und hier wurden die Leichen eingebettet und mit der aufgeschütteten Erde etwas zugedeckt. Wo es der Boden erlaubte, zum Beispiel an breiteren Wegen im Wald oder an kahlen Stellen ohne Bestand, dann in den Feldern wurden die Gruben einen Meter oder tiefer gegraben, und es wurden stets mehrere Leichen in ein Grab gebettet, ab und zu bis 100. Die Leichen lagen überwiegend mit Mänteln bekleidet, nur die beraubten Leichen waren entkleidet. Es geschah so, dass der beim Beerdigen Wache

haltende Preuße anordnete, die Leute sollten den Leichen die Mäntel ausziehen, da sie diese gut gebrauchen können.«

Ein anderer Bauer wurde mit seinen Knechten hinzugezogen, um zu helfen. Zu diesem Zeitpunkt waren bereits mehrere Tage vergangen und die Körper in »ziemliche Zersetzung« geraten. Es war Juli und sehr heiß: »So ließ er von zu Hause ein Pferd und eine Kette holen, und als das Pferd gebracht wurde, umschlang [er] dem toten Schützen die Kette um beide Beine und zog ihn auf diese Weise aus dem Wald in einen tiefen Graben am unteren (nördlichen) und östlichen Waldteil. In diesen mehr als 200 m langen Graben wurden [je] zwei Tote unten und einer oben gebettet.«

Bild: Heeresgeschichtliches Museum Wien



Rekonvaleszente österreichische Offiziere nach der Schlacht von Königgrätz.

Antwort lautete: »Einen Frieden zu schließen unmöglich. Ich befehle – wenn unausweichlich – den Rückzug. Hat eine Schlacht stattgefunden?« Diesen letzten Satz, vom Generaladjutanten des Kaisers, Alois Crenneville, eingefügt, soll Benedek als Befehl aufgefasst haben, sich nicht ohne Schlacht zurückzuziehen.

Erschwerend kam dazu, dass Benedeks unmittelbaren Untergebenen – der Leiter der Operationskanzlei Gideon von Krismanic und Stabschef Alfred Henikstein – Anfang Juli ausgetauscht wurden und die Korpskommandanten während der Schlacht daher teilweise selbständig agierten.

Von der Defensive zur Offensive

Im Laufe des Vormittags des 3. Juli 1866 entwickelten sich die Dinge für die Österreicher zunächst gut: Die preußische 1. Armee unter Prinz Friedrich Karl, in Anwesenheit des Königs, des Ministerpräsidenten Otto von Bismarck und des Generalstabschefs Helmuth von Moltke, rückte nach Sadowa (Sadová) und gegen die österreichische Stellung vor, überquerte das Flüsschen Bistritz (Bystřice) und griff frontal an, blieb aber im Feuer der österreichischen Kanonen liegen. Auch der rechte (südliche) Flügel (die Elb-Armee) kam kaum voran.

Nördlich des Zentrums gelang es der preußischen 7. Division unter Generalleutnant Eduard von Fransecky, die Bistritz zu überschreiten und in den Swiepwald einzudringen. In dieser Situation glaubten die Kommandanten des II. und IV. Korps ihre Stunde gekommen: Sie bildeten den rechten österreichischen Flügel, um die preußische 2. Armee, die sich erst von Norden her im Anmarsch auf das Schlachtfeld befand, abzuwehren. Doch die Krise des Gegners im Zentrum legte es nahe, den zermürbten Feind in der Flanke zu packen. Dazu musste zuerst der Swiepwald erobert werden. Von außen scheint es sich um ein harmloses

Wäldchen zu handeln – sobald man den Wald betritt, erkennt man aber ein ziemlich hügeliges, von Gräben durchzogenes Gelände, ideal zur Verteidigung geeignet. In der Folge entspann sich hier eine der blutigsten Episoden der Schlacht – insgesamt traten 39 österreichische Bataillone an, um 14 preußische zu vertreiben.

»Plauschen's net so dumm!«

Am frühen Nachmittag erreichte die preußische 2. Armee von Norden das Schlachtfeld. An ihrer Spitze drang die Garde-Division gegen 14:45 Uhr bis ins Herz der österreichischen Aufstellung, zum Dorf Chlum, vor. Die beiden Korps, die die nördliche Flanke sichern sollten, hatten sich mittlerweile im Swiepwald verausgabt. Benedek erkannte die Gefahr zu spät – einen Stabsoffizier, der ihm die Meldung brachte, schnaubte er noch an: »Plauschen's net so dumm!« Als er selbst nach dem Rechten sehen wollte, geriet er mit seiner Suite prompt unter preußischen Beschuss, dann in das »friendly fire« der Österreicher. Mehrere Offiziere, darunter der Sohn des Flügeladjutanten des Kaisers und Erzherzog Wilhelm, wurden getötet oder verwundet.

Nahe Chlum ließ Hauptmann August von der Groeben seine acht Geschütze wenden und bis auf 200 Schritte an den Dorfrand heranfahren, um die vordringenden Preußen zu beschießen – »doch das feindliche Schnellfeuer richtete unter der Mannschaft und Spannung solche Verheerungen an (in diesem Momente fielen Hauptmann v. d. Groeben, 1 Officier, 52 Mann und 68 Pferde), dass die Batterie nur 10 Schüsse machen und nur 1 Geschütz fortgebracht werden konnte; 7 blieben kampfunfähig stehen und gingen verloren«. Unter den zahllosen Erinnerungsstätten, die in den darauffolgenden Jahrzehnten auf dem Schlachtfeld errichtet wurden, sticht jenes für die »Batterie der Toten« hervor. Nicht weit entfernt schoss auch die Fußbatterie Nr. 7/XII unter Hauptmann Josef Kuhn bis zum letzten Augenblick, um die Preußen aufzuhalten – sie aber geriet in Vergessenheit.

Das Schlachtenglück hatte sich endgültig gewendet. Um Chlum und das benachbarte Rosberitz (Rozběřice) zurückzuerobern, traten die Reserven – das VI. und I. Korps – an. Dem Wiener Hausregiment »Hoch- und Deutschmeister« gelang es, Rosberitz wieder in Besitz zu nehmen. Auf preußischer Seite erlebte dies der damals 19-jährige Leutnant Paul von Hindenburg (später Generalfeldmarschall, Chef des Generalstabes im Ersten Weltkrieg und danach Reichspräsident): »Von Kampf in geordneten Verbänden ist keine Rede mehr. Jeder sticht und schießt um sich, so viel er kann. Prinz Anton von Hohenzollern vom 1. Garde-Regiment bricht schwerverwundet zusammen. [...] Dessen goldene Uhr wird mir überbracht, damit diese nicht etwa feindlichen Plünderern in die Hände fällt. Bald laufen wir Gefahr, abgeschnitten zu werden. [...] Wir müssen,

Fortsetzung Seite 50

Das Zündnadelgewehr

Die österreichischen Niederlagen von 1866 werden oft auf die Wirkung des preußischen Zündnadelgewehrs reduziert. Die Hintergründe aber waren weit komplexer. Von Dieter Storz



1866 war das Zündnadelgewehr, seit 25 Jahren eingeführt, längst keine »Geheimwaffe« mehr. Das Bild zeigt, wie im Deutsch-Dänischen Krieg von 1864 ein preußischer Füsilier den verbündeten österreichischen Truppen das Zündnadelgewehr erklärt (Zeichnung von Wilhelm Camphausen aus der »Gartenlaube« von 1869).

Als Preußen 1841 das Zündnadelgewehr einführte, blickte die Waffe auf eine jahrelange Entwicklungszeit zurück. Ursprünglich war es seinem Erfinder, Nikolaus von Dreyse, darum gegangen, den Ladevorgang zu vereinfachen: Geschoss, Treibladung und – das vor allem war wichtig! – das Zündmittel sollten in einem Gebinde vereint und so geladen werden. Denn bis dahin musste der Schütze mühsam Pulver, Dämmung und Kugel hintereinander in den Lauf einführen und mit dem Ladestock stopfen. Entzündet wurde das durch ein Perkussionshütchen, das vorher aufgesetzt werden musste.

Das Zündnadelgewehr

Eine militärtechnische Revolution im 19. Jahrhundert

Das Militär und der Aufbruch in die Moderne 1860–1890



Literatur

Die Arbeit von Rolf Wirtgen u. a., *Das Zündnadelgewehr: Eine militärtechnische Revolution im 19. Jahrhundert* (Herford – Bonn: Mittler, 1991) gilt weiter als die »Bibel« zu diesem Thema.

Vgl. außerdem: Dieter Storz, *Modernes Infanteriegewehr und taktische Reform in Deutschland in der Mitte des 19. Jahrhunderts*, in: Michael Epkenhans – Gerhard P. Groß (eds.), *Das Militär und der Aufbruch in die Moderne 1860 bis 1890: Armeen, Marinen und der Wandel von Politik, Gesellschaft und Wirtschaft in Europa, den USA sowie Japan* (= Beiträge zur Militärgeschichte Band 60, München: Oldenbourg, 2003), S. 209–230.

Um das Laden zu vereinfachen, setzte Dreyse ein Geschoss in einen Treibspiegel aus Pappe, den Treibspiegel. An dessen Rückseite war die »Zündpille« entzündet, indem eine federgetriebene Nadel von hinten durch die Papierumhüllung der Patrone und die Treibladung stach. Die preußische Armee probierte die Waffe als Vorderlader, doch war dies nicht praktikabel: Wenn die Nadel nach dem Schuss nicht zurückgezogen wurde, erfolgte eine Entzündung beim nächsten Schuss. Dreyse baute daher sein Gewehr zum Hinterlader um.

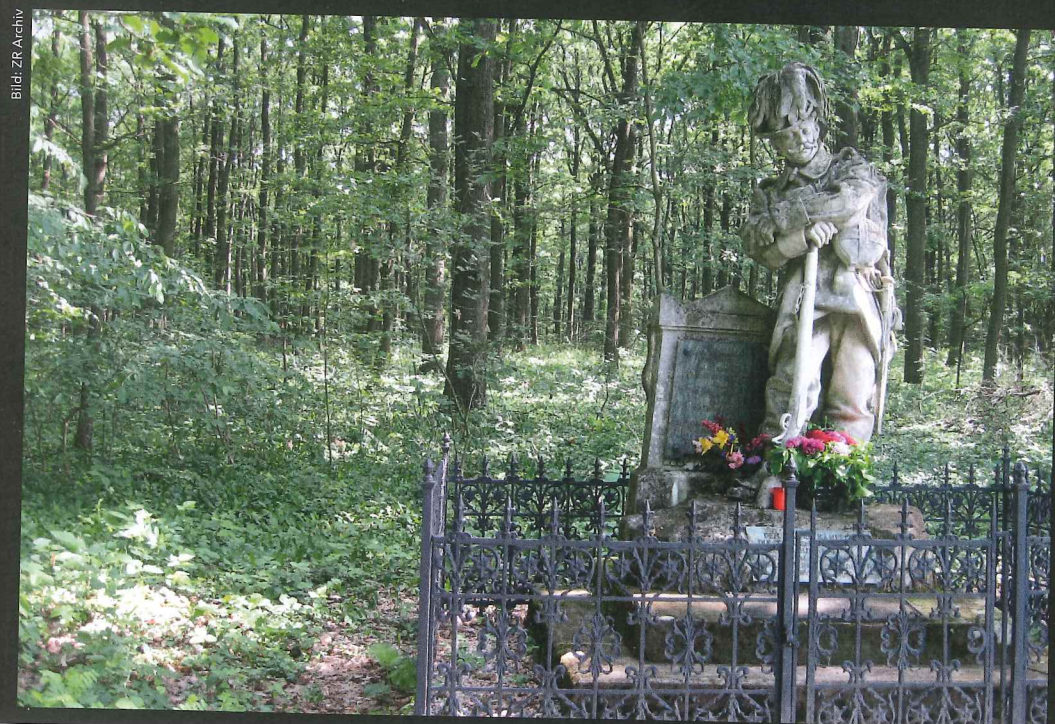
Aus Gründen der Geheimhaltung hieß das neue Gewehr »leichtes Perkussionsgewehr M/41«. Vorher war nur ein Teil, ab 1858 dann die gesamte preußische Linieninfanterie mit dem Zündnadelgewehr ausgestattet. Mit der Geheimhaltung war es spätestens 1860, als bis dahin in Zeughäusern verwahrte Gewehre durch die Revolution ans Licht kamen. Nichts anderes als die Geschichte des Zündnadelgewehrs macht deutlich, dass bis 1866 keine weitere Armee einen Hinterlader eingeführt hat. Alle deutschen und nichtdeutschen Staaten beschafften in den 1850er Jahren neue Gewehre, aber durchwegs Vorderlader. Österreich und die deutschen Staaten wählten das damals ungewöhnliche Kaliber 13,9 mm. Ballistisch waren diese Gewehre dem Zündnadelgewehr mit seinem vergleichsweise großen Kaliber von 15,43 mm und niedriger Schussgeschwindigkeit überlegen. Die Schussgeschwindigkeit neuer Vorderlader aber blieb langsam, und konnte der Schütze sie weiterhin nur im Stehen abfeuern.

Ab 1860 änderte sich das Meinungsklima. Hinterladerhänger des Hinterladers setzten sich allmählich durch, aber zur Entwicklung neuer Waffen fehlten die Mittel. 1866 hatte das Zündnadelgewehr seinen ersten Auftritt. Die Österreicher arbeiteten dem preußischen Schnellfeuergewehr mit geradezu musterhafter Taktik entgegen, indem sie ihr Präzisionsgewehr Bajonethalter degradierten und ebenso herabsetzten wie die preußischen Bleihagel rannten.

Jetzt verlangte alle Welt nach Hinterladern. Handene Modelle wurden auf Hinterlader umgebaut. Das Zündnadelgewehr war technisch und ballistisch überholt und seine Ablösung durch eine modernere schon beschlossen, als 1870 der Deutsch-Französischer Krieg ausbrach. Dem neuen französischen 11-mm-Hinterlader war das Dreyse-Gewehr überlegen; nach 1871 verschwand es so schnell wie die Bewaffnung wie der Vorderlader nach 1866.

Dr. Dieter Storz

Geb. 1958; nach dem Wehrdienst Studium der Germanistik in München. 1990 Promotion über »Krieg und Rüstung vor 1914« (ausgezeichnet mit dem Werner-von-Siemens-Preis für Militärgeschichte). Seit 1991 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Bayerischen Armeemuseum in Ingolstadt u. a. für den Sammlungsbereich Handfeuerwaffen. Zahlreiche Veröffentlichungen.



Die Erinnerung an den Krieg 1866 ist vor allem an den Orten des Geschehens noch sehr lebendig; »Re-enactments« erinnern jährlich an das Geschehen. Im rechten Bild »österreichische« Soldaten in korrekt nachgeschneiderten Uniformen im Juli 2016 anlässlich des 150-Jahr-Gedenkens.



Bild: Thomas Riegler

Denkmal eines Jägers vom k.k. Feldjäger-Bataillon Nr. 8 beim Swiepowald (Svib). Der Wald war am 3. Juli 1866 Schauplatz erbitterter Kämpfe, an die noch heute unzählige Gedenksteine erinnern.

auch in der Front hart bedrängt, zurück. Ein brennendes Strohdach, das auf die Straße herabstürzt und sie mit Flammen und dichtem Qualm absperrt, rettet uns. Um nach Chlum vorzudringen, mussten die Österreicher allerdings über eine steile Anhöhe. Das Ergebnis war ein wahres Massaker: Die preußischen Gardisten feuerten aus der Deckung eines Querhohlwegs und zwei Geschütz Batterien schossen Kartätschen in die Flanken der Sturmkolonnen. In weniger als einer Stunde verlor das VI. Korps 125 Offiziere und 6.000 Mann. Das I. Korps büßte innerhalb kurzer Zeit von 20.000 Mann 279 Offiziere, 10.000 Mann und 23 Geschütze ein.

»Marsch! Marsch! Hurra!«

Wenig später schloss sich Benedek, tief deprimiert, dem allgemeinen Rückzug an. Zu diesem Zeitpunkt hatte die Elb-Armee, gegen heftigen und gut geführten Widerstand der Sachsen, auch Benedeks linken Flügel eingedrückt und damit die Niederlage vervollständigt.

Es gelang allerdings, die Verfolgung durch die preußische Kavallerie durch einen Gegenangriff zu stoppen. In der Ebene zwischen Stresetitz (Střezetice) und Langenhof (Dlouhý Dvůr) prallten jeweils 5.000 Mann in einem der letzten großen Reitergefechte aufeinander. Mittendrin war der Kürassier-Leutnant Ernst Graf Wurmbrand: »Es war der schönste Tag meines Lebens, selbst wenn es der letzte gewesen wäre. [...] In der Nähe der preußischen Ulanen kommandierte ich: »Marsch! Marsch! Hurra!« und so ritt ich direkt auf die feindliche Mitte zu, ein Wald von Lanzen starrte mir entgegen. Ich durchritt ein paar Offiziere, die vor der Front ritten, und sprang dann gleich in die Mitte des feindlichen Ulanen-Regiments hinein. Einem Ulanen rechts von mir spaltete ich den Schädel, er sank vom Pferd, mein Pallasch war aber zu stark in seinen Schä-

del eingedrungen, ich konnte ihn nicht gleich wieder herausziehen, und das war mein Verhängnis. Denn alle Ulanen stachen nach mir, zum Glück daneben, aber einer [...] stach mir in die rechte Halsseite. Der Stich war gut und heftig, mir wurde sofort schwarz vor Augen, und ich fiel vom Pferd herunter.«

Hätten die Preußen an diesem Punkt nicht Halt gemacht, hätten sie die Nord-Armee wohl völlig vernichtet – denn mit der Elbe befand sich ein großes Hindernis im Rücken von Benedeks Stellung. Das Gerücht, die Preußen wären ihnen auf den Fersen, verursachte Panik unter den Fliehenden; beim Übergang über die Elbe gab es zahlreiche weitere Opfer, zumal man die Tore der Festung Königgrätz voreilig schloss und das Vorgelände fluten ließ.

Der Krieg zog sich noch mehrere Wochen hin bis zum Vorfrieden von Nikolsburg (Mikulov) am 26. Juli 1866. Kontingente der in Italien siegreichen Süd-Armee wurden nach Niederösterreich verlegt, um die Haupt- und Residenzstadt Wien zu schützen. Größere Kampfhandlungen gab es nicht mehr, doch war diese Phase für die preußische Armee die verlustreichste: 4.529 Soldaten starben auf dem weiteren Vormarsch an der Cholera – mehr als durch österreichische Kugeln (insgesamt 4.070). Ein demütigender Einmarsch der Preußen in die Residenzstadt Wien blieb Kaiser Franz Joseph aber erspart – Bismarck wollte Österreich, wenngleich geschwächt, als künftigen Bündnispartner erhalten. Der Friede von Prag am 23. August 1866 beendete den »Sieben-Wochen-Krieg«.

Bei der Aufarbeitung der Verantwortung für die vollständige Niederlage wurde Benedek zum bequemen Sündenbock: Der oberste Militärjustizsenat verhängte gegen ihn und einige Offiziere eine kriegsgerichtliche Untersuchung, die jedoch auf Befehl des Kaisers eingestellt wurde. Benedek musste aber ver-

sprechen, über die Umstände der Niederlage für immer zu schweigen. Als gebrochener Mann starb er 1881 in seiner Grazer Villa.

Mit der Niederlage von Königgrätz zerbrach der 1815 gegründete »Deutsche Bund«; Preußen stieg zur Führungsmacht im neuen »Norddeutschen Bund« auf, fünf Jahre später entstand das Deutsche Kaiserreich. Österreich blieb davon ausgeschlossen – was Viele in den deutschsprachigen Teilen der Monarchie als Trauma empfanden. So rief Franz Grillparzer den »Siegern von 1866« anklagend zu: »Ihr glaubt, ihr habt ein Reich geboren, und habt doch nur ein Volk zerstört!«

Das Habsburgerreich verlor 1866 seine hegemoniale Stellung in Zentraleuropa und musste Venetien an Italien abtreten. Innenpolitisch war eine Folge der »Ausgleich« mit Ungarn (1867), außenpolitisch verlagerten sich die Ambitionen auf den Balkanraum – mit weitreichenden Folgen bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs (1914). Letztlich trug die Niederlage von Königgrätz wesentlich dazu bei, dass sich die europäische Geschichte im 20. Jahrhundert so verhängnisvoll entwickelte.

Der Krieg von 1866 war in vielerlei Hinsicht ein moderner Konflikt: Eisenbahnen spielten für den Transport von Truppen und Nachschub eine wesentliche Rolle; der Telegraph ergänzte die Kommunikation über Meldereiter. Die Leitungen wurden aber auch von Spionen zur Nachrichtengewinnung »angezapft«, und es gab sogar Überlegungen, eine Guerilla im Rücken der preußischen Front aufzubauen. Der am 22. Juli 1866 vereinbarte Waffenstillstand verhinderte aber die Umsetzung dieses Plans in größerem Maßstab.

Dr. Thomas Riegler
(geb. 1977) ist Historiker in Wien und arbeitet über Militärgeschichte und Terrorismus.

Der Held von Korneuburg

Nach der Schlacht bei Königgrätz stießen die Preußen Richtung Wien vor. Spitzen der Elb-Armee erreichten am 15. Juli 1866 den Raum Retz; ab 22. Juli galt eine Waffenruhe, wobei die Demarkationslinie durch den Bezirk Korneuburg verlief. **Von Johann Bartl**



Der pensionierte Rittmeister Josef Dabsch in späteren Jahren, wohl in seinem Wohnhaus in Bisamberg.

Am 21. Juli 1866 kam die Meldung, dass preußische Ulanen gegen Korneuburg vorrückten.

Ein pensionierter Offizier, Rittmeister (Rittmeister = Hauptmann der Kavallerie) Josef Dabsch aus Bisamberg, holte, wie es in der Geschichte des k.u.k. Husaren-Regiments »Graf Nádasdy« Nr. 9 heißt, »eine Patrouille von zehn Husaren und erreichte [...] Korneuburg, bevor der Feind in diese Stadt eindrang. Circa 17 feindliche Reiter, welche schon die Lisière [= Grenze] von Korneuburg erreicht hatten, kehrten, als sie die Husaren gewahrten, eiligst um und zogen sich, vom Rittmeister Dabsch verfolgt, auf ihr in der Nähe des Teiritzberges [ein Höhenrücken, ca. 2 km nördlich von Korneuburg] stehendes Gros zurück; auch dieses ging, als es seine Vortruppe, von unseren Husaren verfolgt, im scharfen Tempo herankommen sah, zurück. Rittmeister Dabsch gab nun die Verfolgung auf und ritt nach Bisamberg.« Während der Nacht ritt er nochmals mit vier Mann nach Harmersdorf (heute Harmannsdorfrückersdorf, ca. 6 km nördlich von Korneuburg). Am folgenden Morgen näherte sich erneut eine preußische Ulanen-Patrouille Korneuburg, worauf Dabsch diese »durch eine gerade zur Verfügung stehende Jäger-Patrouille beschießen und durch einige Husaren verfolgen« ließ.

An diesen Tagen führten die Preußen in allen Ortschaften in der näheren

Umgebung Korneuburgs umfangreiche Requirierungsmaßnahmen durch, die Stadt selbst blieb verschont. Korneuburger wussten dies zu schätzen und ernannten Dabsch bereits am 1. Dezember 1866 zum Ehrenbürger. Dabsch gab aber auch Neider – so soll er von unbefugtem Tragen der Uniform fristig inhaftiert gewesen sein. Er erhielt das »Militär-Verdienstkreuz mit der Kriegs-Decorationsmedaille für tapferes Verhalten im Feldzuge von 1866 gegen Preußen«. Die Kaserne des Bundes in Korneuburg wurde in Erinnerung an dieses Ereignis ebenfalls nach Rittmeister Josef Dabsch benannt.

Dabsch wurde am 12. Juli 1811 in Bisamberg als Sohn eines Büchsenmacher-Gesellen geboren. 1837 trat er in das 1. infanterie-Regiment Nr. 14 ein. Er diente er beim Husaren-Regiment Nr. 9. Dabsch nahm an den Feldzügen von 1848 in Italien und 1849 in Ungarn teil, aber 1859 aus gesundheitlichen Gründen in den Ruhestand versetzt.

Mag. Johann Bartl
ist Historiker an der Landesverteidigung in Wien; Hofrat und Major der Reserve.